Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Erklärung. Der Reichstagsabgeordnete Herr Jebsen hat in der Sitzung vom 14. Februar 1895 mit Bezug auf meine Schrift: „Schutz für unsre Seeleute" geäußert: „Ich kann nicht leugnen, daß durch diese ganze Broschüre ein gewisser Ton der Gehässigkeit gegen die deutsche Reederei geht, wenn ihr Habsucht vorgeworfen wird, Geldgier und Gewinnsucht, daß wir nur auf Geldverdienen ausgingen, und man bei uns gar kein Interesse für das Wohl unsrer Leute, unsrer Mannschaften entdecken könne. Ich könnte vielleicht Herrn Wislicenus in andrer Münze heimzahlen, will es aber nicht thun, ich genire mich; es sind aber genug, die ihm etwas ganz andres sagen könnten."

Auf meine Aufforderung, mir mitzuteilen, was er mit dieser Äußerung gemeint habe, schrieb mir Herr Jebsen folgendes: „Ich muß gestehen und kann nur bedauern, daß die von mir in der Hitze der Erregung bei der parlamentarischen Debatte gemachte Äußerung sehr ungeschickt und konfus abgefaßt war, wie solches in ähnlichen Fällen gelegentlich besser geschulten Parlamentariern passirt ist. Ich wollte nämlich bedeuten, daß mit demselben Recht oder Unrecht, mit dem Sie in Ihrer Broschüre die Reeder, Assekuranzagenten u. s. w. angreifen und denselben nicht sehr lautere Motive zuschieben, man Ihnen vielleicht in andrer Münze heimzahlen könnte, ich selber würde mich geniren, andre von Ihnen angegriffne Personen könnten vielleicht anders denken. Was liegt nämlich näher, als daß solche Leute sich sagen, daß, da diese Beaufsichtigung des Schiffsbaus vonseiten des Reichs von Sr. Majestät gewünscht wird, Sie sich mit dieser Broschüre nach oben hin bemerkbar und beliebt machen wollen, eine Äußerung, die ich verschiedentlich gehört habe, und worüber Sie sich nicht wundern müssen, da, wenn man Leute angreift, man sich auch Angriffen aussetzt."

Herr Jebsen hatte mir versprochen, mir bei der dritten Lesung des Etats durch eine Bemerkung, die er einflechten wollte, Genugthuung zu geben. Da er dies verabsäumt hat, sehe ich mich genötigt, mir durch Veröffentlichung seines Briefes diese Genugthuung selber zu verschaffen.

G. Wislicenus

Litteratur

Neue philosophische Schriften. Unter den Versuchen, die geheimnisvolle Wirklichkeit der Dinge dem Geiste denkbar und der Phantasie vorstellbar zu machen, hat wohl keiner so weite Kreise befriedigt wie Lotzes Mikrokosmus. Dr. Theodor Simon, Schloßpfarrer in Kottbus, giebt in seiner Schrift: Leib und Seele bei Fechner und Lotze (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1894) dem Versuche Fechners den Vorzug. Fechners Atome sind nicht, wie Lotzes Monaden, selbständige beseelte Wesen (selbständig abgesehen von ihrem Verhältnis zu Gott), sondern nur Teile, in die der Verstand des Beschauers die Außenwelt zerlegt, die ihrerseits nichts als Erscheinung ist. Die Lehren der beiden Philosophen werden nach ihren Hauptwerken in dem Schriftchen klar und fesselnd dargelegt; die Entscheidung für den einen oder den andern oder die Ablehnung beider bleibt selbstverständlich auch nach noch so überzeugenden Beweisführungen zuguterletzt immer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sache der Neigung und des Geschmacks. Die Unbegreiflichkeit der gegenseitigen Einwirkung von Geist und Körper auf einander ist es, was Leibniz zur Erfindung seiner prästabilirten Harmonie und Lotze zu der Annahme bewogen hat, daß die Monaden im Grunde nur „Modifikationen des Absoluten" seien, sodaß es der Geist des Alls ist, der an jede Veränderung des einen seiner Teile Veränderungen in gewissen andern knüpft. Dieselbe Schwierigkeit war es, mit deren Lösung Kant seine philosophische Lebensarbeit begann und womit er freilich so wenig wie irgend ein andrer fertig geworden ist. Von seinem Lösungsversuch ist der Fechnersche abgeleitet. „Als Kant in seiner Vernunftkritik die Transzendenz gänzlich von der Erkennbarkeit ausschloß und einzig den Phänomenalismus zum Prinzip erhob, da mußte freilich auch die Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit des influxus physicus ein wesentlich verändertes Aussehen bekommen," schreibt Dr. Arthur Drews in seinem Buche: Kants Naturphilosophie als Grundlage seines Systems (Berlin, Mitscher und Röstell, 1894), und fährt mit Kants eignen Worten fort: denn nun bedeutete ja Materie „nicht eine von dem Gegenstande des innern Sinnes [der Seele] so ganz unterschiedne und heterogene Art von Substanzen, sondern nur die Ungleichheit von Erscheinungen von Gegenständen, deren Vorstellungen wir äußere nennen, im Vergleich mit denen, die wir zum innern Sinne zählen." Drews weist in seinem gründlichen und sehr lesbaren Buche nach, „daß Kant nicht [ein] Erkenntnistheoretiker gewesen [ist], der sich nebenbei auch mit Naturphilosophie beschäftigt hat, sondern vielmehr wesentlich [ein] Naturphilosoph, der sich mit Erkenntnistheorie nur deshalb befaßt hat, um insbesondre seiner Naturphilosophie eine sichere wissenschaftliche Unterlage zu verschaffen." Damit sei nicht gesagt, daß ihn nur naturwissenschaftliche Interessen bewegt hätten. Vielmehr möge ihm von Anfang an die Aufgabe vorgeschwebt haben, die Kluft zwischen Sinnlichem und Übersinnlichem, Welt und Gott zu überbrücken; es sei ein Beweis für den ahnungsvollen Tiefblick Kants gewesen, „daß er als das sicherste Mittel, jenen Gegensatz zu überwinden, die Begründung einer dynamischen Theorie der Materie, die allein im stande ist, den religionsfeindlichen Begriff des toten Stoffs zu widerlegen, erkannt und damit eine monistische Spekulation auf naturwissenschaftlicher Grundlage angebahnt hat." Nur angebahnt, denn Kants Dynamismus sei selber noch Materialismus, heißt es auf Seite 296, wo der Unterschied des materialistischen Stoffbegriffs von dem philosophischen Begriff der Materie sehr gut erklärt wird. Den Verdiensten des Mannes, der beinahe ein halbes Jahrhundert vor Laplace die bekannte Weltwerdungshypothese aufgestellt hat, um die Naturwissenschaften wird Drews vollauf gerecht, aber sein Endergebnis, das wir nicht verraten wollen, wird die Verehrer Kants stark verstimmen. — Einigermaßen wunderlich mutet der Versuch Gustav Engels an, die Hegelsche Begriffsphilosophie wieder zu beleben. Seine Schrift: Entwurf einer ontologischen Begründung des Seinsollenden (Berlin, Wilhelm Herz, 1894) enthält eine Menge hübscher Gedanken über Moral, Erziehung, Sozialpolitik, Wahlrecht und Musik — namentlich über Musik, die, wie wir gelegentlich erfahren, des Autors eigentliches Fach ist —, aber daß alle diese schönen Gedanken aus dem Begriffe des reinen Seins, das selbstverständlich zugleich das reine Nichts ist, herausgesponnen seien, glaubt außer ihm selbst wohl niemand. — Weit mehr Gläubige würde Dr. Richard Wahle, Privatdozent in Wien, finden, wenn er Leser fände. Sein Buch: Das Ganze der Philosophie und ihr Ende (Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller, 1894) schließt mit dem Satze: „Möge die Zeit anbrechen, in der man sagen wird: einst war Philosophie." Er wundert sich selbst darüber, daß

er, um dieses Ergebnis auszusprechen, 539 Seiten Großoktav und ein gewaltiges Aufgebot mathematischer, physikalischer und physiologischer Gelehrsamkeit gebraucht habe, aber er meint, er habe es nicht kürzer sagen können. Die Einzelheiten der Beweisführung sind ja auch meistens in philosophischen Büchern das wertvolle, während der zu beweisende Satz, der dem Verfasser als Hauptsache gilt, von den Lesern für unannehmbar erklärt zu werden pflegt. In diesem Falle wäre nun das in den Augen des Verfassers wertvolle die Überzeugung von der Wertlosigkeit seines Gegenstandes, und zwar nicht bloß der Philosophie, sondern auch der Welt, die durch die Philosophie erklärt werden soll. Doch erkennt er in der opferwilligen Liebe, und namentlich in deren vollkommenster Verkörperung, in Jesus, eine wertvolle Erscheinung an, die einzige, die aus dieser sonst trost- und zwecklosen Wirklichkeit tröstend hinausweise. In der That ist damit der einzige feste Punkt in dem Chaos der modernen Gedankenbewegung bezeichnet; wie ungewiß auch alles Theoretische werden mag, die Gegenstände der praktischen Philosophie bleiben stets wertvoll. Und darum ist es in unsrer Zeit, wo die Verachtung der Alten Mode wird, verdienstlich, darauf hinzuweisen, wie fest diese auf dem Grunde des sittlichen Bewußtseins gestanden haben, ohne weder einer dogmatischen Begründung noch der Polizei zu bedürfen. Unter anderm thut das Adolf Bonhöffer in seinem gründlichen Buche: Die Ethik des Stoikers Epiktet (Stuttgart, Ferdinand Enke, 1894).

Grillparzer und Lope de Vega. Von Arturo Farinelli. Mit den Bildnissen der Dichter. Berlin, Felber, 1894

Von den vor einiger Zeit an dieser Stelle besprochnen Beiträgen zur Grillparzerlitteratur kann dieses in sicherm und sogar gutem Deutsch geschriebne Buch eines Italieners nicht bloß aus nationallitterarischen Gründen Anspruch auf erhöhte und allgemeinere Beachtung erheben. Es erörtert mit völliger Litteraturbeherrschung und ausgebreiteter Gelehrsamkeit den äußern Grund in Grillparzers litterarischer Erscheinung, seine von ihm selbst mit steigendem Eifer gepriesenen Anregungen durch die Blüte des spanischen Dramas. Sie gipfelte für Grillparzer in Lope und nicht wie für die Romantiker und durch sie für Deutschland bis auf den heutigen Tag in Calderon. Lope muß eine große Anziehungskraft für jeden haben, der einmal in seinen Bannkreis getreten ist. Bei keinem andern Schriftsteller der Weltlitteratur begegnet man in den Urteilen der Kenner soviel Nachsicht gegenüber offenbaren Mängeln, die mit seiner bekannten erstaunlichen Fruchtbarkeit eng zusammenhängen: als Gleichförmigkeit in der Anlage der Fabel, Gleichgiltigkeit in der Schürzung des Knotens, Leichtsinn und sogar Oberflächlichkeit in Motiven und Charakteristik. Über alles und überall scheint eine Grundeigenschaft zu triumphiren, die auch unsern Autor ähnlich wie seinen Helden Grillparzer mit entschiednr Wendung gegen Calderon zum Propheten des „Phönix der Spanier“ macht: Lopes kindliche Natürlichkeit und quellende Frische. Daß in Lope so gar nichts Gesuchtes ist, daß in ihm die Natur so rein natürlich zum Ausdruck kommt, das hat ihn dem großen Wiener Grübler und Sucher nach Natur und Empfindungsreinheit nahegebracht. Dennoch hat auch Grillparzer seinen Weg zu Lope über Calderon genommen. Sein anfängliches Verhältnis zu den Spaniern, seine ersten Entwürfe („Blanka von Castilien“) und Übersetzungen („Das Leben ein Traum“) stehen bei dem Schüler Schreyvogels unter dem Einfluß Calderons. Anfangs (1824) fand er bei Lope im Vergleich mit Calderon sogar „einen bei weitem geringern Fonds von Poesie.“ Später aber (1837) urteilte er: „Calderon großartiger Manierist, Lope Naturmaler.“ Um 1850 zeichnet er auf: „Calderon ist bilderreich, und Lope de Vega

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist bildlich. Calderon schmückt seinen Dialog mit ausgesponnenen und prächtigen Vergleichungen. Lope de Vega vergleicht nichts, sondern beinahe jeder seiner Ausdrücke hat eine sinnliche Gewalt, und das Bild ist nicht eine Ausschmückung, sondern die Sache selbst." „Während bei Calderon alles, selbst der tiefste Gedanke, auf die Oberfläche herausgeworfen wird, hat Lope de Vega, dieser oberflächlich scheinende Dichter, eine Innigkeit, die häufig bis zum Fehlerhaften geht." „Lope ist natürlich, was aber das Übernatürliche, ja das Unmögliche nicht ausschließt; Calderon ist künstlich, ohne darum auf das Unmögliche und Übernatürliche Verzicht zu leisten. Lope geht aber von der natürlichen Empfindungsweise des Spaniers zu jeder Zeit aus; Calderon nimmt die künstliche Verbildung seiner Zeit zum Ausgangspunkt."

Was Lope bei Grillparzer über den großen dramatischen Techniker und Sentenzenlehrer Calderon zum Siege verhalf, scheint schließlich die Rücksicht auf die eigne schöpferische Thätigkeit gewesen zu sein. Er fühlte sich ihm gegenüber frisch, neu, unbefangen, während ihn Shakespeare z. B. nach einem stark ausgedrückten Bekenntnis lahm legte. Er hütete sich vor „dem Riesen Shakespeare," der „sich selbst an die Stelle der Natur setzte, deren herrlichstes Organ er war. Wer sich ihm ergiebt, dem wird jede Frage, an ihn gestellt, ewig nur er beantworten. Nichts mehr von Shakespeare!" Daß ihm Lope das Recht seiner Selbständigkeit ließ, daß er ihn erquickte, ohne ihn etwas zu lehren, daß sich gar nichts von ihm entlehnen ließ, das dankte er ihm. Er nahm ihn ganz in sich auf, er ließ sich von ihm „eigentlich in die Poesie einführen." Durch ihn mit Poesie gesättigt, fühlte er sich selbst wieder Dichter. So wenig unmittelbar „Nachweisbares" die Exakten, nach denen es immer einer vom andern hat, zwischen Grillparzer und Lope herausdissertiren können, so sehr bezieht sich gerade auf Lope Grillparzers Ausspruch: „Die Spanier regen mich zur Produktion an."

In diesem angemessenen Sinne und höherm Geiste hat nun Farinelli seine Untersuchungen über die besondern Beziehungen zwischen den Werken der beiden Dichter durchgeführt. Wir begegnen nicht auf Schritt und Tritt jenen entsetzlichen „Einflüssen," die immer den Eindruck hervorrufen, als ob die Dichter gleich ihren „litterarisch geschulten" Nachschnüfflern auf irgend einer königlichen Bibliothek zwischen Haufen von Büchern gearbeitet hätten. Es gehört eine so ausgiebige und genaue Kenntnis des spanischen Theaters und gar des unendlichen Lope dazu, wie sie unserm Italiener zur Verfügung steht; es gehört ferner Takt, Geschmack und poetischer Sinn dazu, wie sie sich nicht immer mit einer solchen Kenntnis paart, um in so anspruchsloser, dafür aber erschöpfender und überzeugender Weise die Beziehungen zu sammeln, die zwischen den Schöpfungen unsers großen österreichischen Dichters und seinem spanischen Lieblingsdichter wirklich bestehen. Scherers Meinung, Grillparzers „Phryxus in Kolchis" sei in Lopes „Columbus in der neuen Welt" (Nuevo mundo descubierto por Cristoval Colon), das goldne Vließ des Griechen im Kreuz des spanischen Entdeckers wiederzufinden, teilt Farinelli nicht, schon aus chronologischen Gründen. Dagegen steht es ihm fest, daß für Grillparzers „Ottokar" bereits die Kenntnis der Lopischen Bearbeitung dieses österreichischen Stoffs La imperial de Oton vorauszusetzen sei. Ist es aber hier nur der gleiche Stoff, über dem Farinelli die noch gänzlich von Lope freie Behandlung des Österreichers nicht verkennt, so weist er um so entschiedner das Auftreten Lopischer Eigentümlichkeit in Grillparzers Bankbanustragödie („Ein treuer Diener seines Herrn") nach. Gerade hier fehlt wieder ein stofflicher Anhalt bei Lope. Denn nur der Grundgedanke des Stücks findet sich bei Lope wieder in dem in-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haltlich ganz abweichenden „Großfürsten von Moskau" (El gran Duque de Moscovia). Grillparzers Motiv in diesem Stück, „die loyalste Unterthanentreue," bildet aber überhaupt „den Grundzug des Theaters der Spanier in seiner klassischen Periode." Es ist kein Wunder, daß sich auch dieser Titel (El leal criado) in Lopes Stücken findet. Allgemeiner interessiren wird es, auch die Lopischen Anregungen in Grillparzers beliebtestem Stücke: der Hero- und Leandertragödie („Des Meeres und der Liebe Wellen") auseinandergesetzt zu finden. „Und doch hat diese Liebesmüdigkeit Lope (in Los tres diamantes!) viel schöner gemalt als ich," antwortete Grillparzer einmal auf ein Lob über seinen vierten Akt. Am offensten liegen ja die spanischen Anregungen schon äußerlich in Grillparzers Drama „Der Traum ein Leben." Aber in der Traumdramatik, die Calderons berühmtes Stück periodisch in Deutschland anregt — zu keiner Zeit und an keinem Orte mehr, als zur Zeit dieses Grillparzerschen Stücks in Wien —, in dieser ganzen dramatischen Litteratur steht das Grillparzersche Drama am höchsten und Calderon gegenüber am selbständigsten. Auch hier hat die Lopische Art den österreichischen Dichter gegen den Dichtertheologen Calderon lebensfrisch und lebenswahr gehalten. Einige Motive aus sonst unbedeutenden Lopischen Dichtungen „Jeder esse sein Brot" (Con su pan se lo coma) und Donayres de Matico (Die Erlegung der Schlange) hat Grillparzer mit größerm Geschick hierbei verwendet, während der Vorwurf selbst nach seinem eignen, die Ableitungssucht verspottenden Bekenntnis aus einer Voltairischen Novelle (Le blanc et le noir) stammt. Ähnliche allgemeine Lopische Motive aus sonst ganz abweichenden Stücken sollen sich im „Weh dem, der lügt" finden, das ja in seiner Hauptperson, dem prächtigen Küchenhelden Leon, einen echt spanischen Grazioso, freilich deutsch Grillparzerscher Verfassung, in den Mittelpunkt stellt. Völlig gleiche Vorwürfe haben dagegen Grillparzers „Libussa," „Jüdin von Toledo" und „Esther" und Lopes „König Bamba" Las Paces de los Reyes und seine Bearbeitung des beliebten biblischen Dramenstoffs. Aber hier gerade bemüht sich der Verfasser, statt der „exakten" Reim-dich-oder-ich-freß-dich-Parallelen lieber die entschiednen Abweichungen und selbständigen Züge aufzudecken, die sich durch die verschiedne Natur, Bildung und Nationalität beider Dichter von selbst ergaben.

Den Rest des Buches bildet eine eingehende Beleuchtung der Studien Grillparzers über Lope de Vega und als psychologischer Gewinn hiervon auch der beiden Persönlichkeiten der Weltlitteratur, die sich in so auffallender Weise an einander geschlossen haben. Hierbei kommt der „einsame hypochondrische Deutsche" bei unserm südlichen Autor etwas schlecht weg gegenüber dem gesunden, ewig heitern „Genie des Südens," dem noch in reifem Alter die Beichtväter die Absolution verweigerten, por su principal y costante ocupacion de escribir las cartas de amor (wegen seiner hauptsächlichen, andauernden Beschäftigung, Liebesbriefe zu schreiben!). Und dennoch war auch dieser heiterste und gesündeste Mensch nach seinem Panegyristen Montalvan in den spätern Jahren „einem immerwährenden Trübsinn verfallen" und hat Bekenntnisse hinterlassen, die das nur allzu sehr bestätigen. Von den melancholischen Reizen eines deutschen Studirstubenlebens, wie es Grillparzer doch bis zu achtzig Jahren führen konnte, hat der italienische Kenner und Freund der deutschen Poesie vielleicht nicht die richtige Vorstellung. Sonst würde er das Leben seines Wiener Dichterhelden nicht so bedingungslos „jammervoll" nennen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG